

Wie gewonnen, so zerronnen

Plagiate in der schönen Literatur

| JOCHEN HÖRISCH | Um die geistige Urheberschaft von Werken wird nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Literatur gestritten. Bei Auseinandersetzungen um den angeblichen oder tatsächlichen Ideenklau gehen auch zurückhaltende Autorinnen und Autoren auf die Barrikaden. Doch manchmal kann ein Plagiat sogar Wertschätzung ausdrücken.

Die krasseste, schärfste, abgründigste und böseste Plagiat-Szene der deutschen Literatur ist schnell herbeizitiert. Der Meistersinger Justus Beckmesser hat keine Hemmungen, andere scharf zu kritisieren und muss sich doch selbst vernichtende Kritik gefallen lassen. Denn er hat das Werk eines Konkurrenten um den gutdotierten Preis ‚Nürnberg sucht den Superstar, der die schöne und reiche Eva zur Frau erhalten soll‘ abgekupfert. Allein: die Handschrift des Originals ist nicht die beste, und so singt sich Beckmesser auf der Festwiese um Kopf und Kragen:

„Morgen ich leuchte in
rosigem Schein,
voll Blut und Duft
geht schnell die Luft; –
wohl bald gewonnen,
wie zerronnen, –
im Garten lud ich ein –
garstig und fein.“ –

DIE MEISTER

(leise unter sich.)

Mein! Was ist das? Ist er von Sinnen?
Woher mocht' er solche Gedanken
gewinnen?

Die letzte Frage lässt sich prägnant beantworten. Missverständlich, ja falsch kopiert hat einer, der den Namen des Rechts und des Rechten trägt (Justus), die Handschrift eines Liedes, das ihm – so Richard Wagners geistreich auf das Possessivpronomen ‚mein‘ gerichtete Pointe – vom vermeintlichen Urheber Hans Sachs selbst überlassen wurde. Doch Sachs hat seinerseits kopiert, nein: kooperiert, nämlich den Entwurf des Originalgenies Walther von Stolzing überarbeitet und auf Tradition und Publikums geschmack getrimmt. Beckmesser bringt unverstandene Plagiate zum Erklingen; immerhin schwant ihm, dass er bald am Baum hängen wird. Und die Moral von der Geschichte: Plagieren lohnt sich nicht, aber aufgeflogene Plagiatsskandale haben einen hohen Erregungs- und Unterhaltungswert. Das gilt schon lange vor der Erfindung von Plagiatsoftware – aber erst nach der Erfindung des geistigen Urhebers, des Originalgenies, des Copyrights und des Verbots von Raubdrucken. Vor diesen kulturtechnischen Neuerungen genossen Kopisten aller Branchen ein hohes Ansehen. An all diesen spezifisch neuzeitlich-modernen Erfindungen war übrigens der Jurist, Politiker und Schriftsteller Goethe maßgeblich beteiligt. Zuvor erhielten gute Plagiatorinnen und Kopisten in aller Regel Beifall. Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg taten gar nicht erst so, als hätten sie den Parsifal- bzw. Tristan-Stoff erfunden.

Eingestandene und peinliche Plagiate

Eingestandene wie peinliche Plagiate spielen in der neueren Geschichte der Literatur eine ebenso skandalträchtige wie unterhaltsame Rolle. Eine ganz kleine Blütenlese: Bertolt Brecht hatte beim Verfassen seines erfolgreichsten Werkes, der *Dreigroschenoper*, munter bei Francois Villon abgekupfert und legitimierte das souverän mit seiner „Laxheit in Fragen geistigen Eigentums“. Jean Giraudoux war bewusst, dass nicht erst er den Amphitryon-Stoff gestaltet hatte und verlieh seinem Stück deshalb den Titel *Amphitryon 38*. Thomas Mann gab seinem Roman *Doktor Faustus* den korrekten Hinweis mit, dass er sich bei kompositionstechnischen Analysen von Adorno hatte beraten lassen. Doch ihm widerfuhr das Missgeschick, Adornos Handschrift nicht immer korrekt zu lesen, und so steht in seinem Roman die unsinnige Formel vom „Fugengewicht der Akkorde“ in einer Beethoven-Sonate, wo Adorno tief sinnig und sinnvoll deren „Eigengewicht“ analysiert hatte.

Dass Dichter munter voneinander, aber eben auch aus unpoetischen Texten abkupfern, hat Gottfried Keller schon in seiner wunderbaren satirischen Novelle *Die mißbrauchten Liebesbriefe* dargelegt. Ein vieldiskutierter jüngerer Fall ist mit dem 2011 erschienenen und anfangs vielgefeierten Roman der Jungautorin Helene Hegemann *Axolotl Roadkill* gegeben, der gleich mehrere Passagen aus dem Roman *Strobo* des Bloggers Airen übernommen hatte – schreibe ich gerade aus dem gründlichen Wikipedia-Artikel über Helene Hegemann ab. Hat Goethe Adam Smith plagiiert, als er Faust Mephisto mit den Worten charakterisieren ließ: „Der Teufel ist ein Egoist / Und tut

AUTOR



Jochen Hörisch ist Professor für Neuere Germanistik und Medienanalyse an der Universität Mannheim.



Foto: mauritius-images

nicht leicht um Gottes willen / Was einem andern nützlich ist.“? Wohl kaum; es handelt sich vielmehr um eine geistreiche Anspielung, deren Provokationsqualität viele, darunter auch Germanisten, gerne überlesen. Es ist ein Gebot des Anstandes im künstlerischen wie im wissenschaftlichen Betrieb, nicht nur allgemein, sondern auch unter Nennung von Ross und Reiter einzugehen, wem man welche Anregung verdankt und zugleich einzusehen, dass Künste wie Wissenschaften strukturell plagiieren müssen. Goethe, der sich um die Originalität seiner Werke keine großen Sorgen machen musste, hat das in einer seiner *Maximen und Reflexionen* prägnant benannt: „Was heißt auch erfinden, und wer kann sagen, daß er dies oder jenes erfunden habe? Wie es denn überhaupt, auf Priorität zu pochen, wahre Narrheit ist; denn es ist nur bewußtloser Dünkel, wenn man sich nicht redlich als Plagiarier bekennen will.“

Plagieren als Form der Anerkennung

Plagiatsszenen in der schönen Literatur sind auch deshalb so ergiebig, weil sie auf ein in der gegenwärtigen Plagiatsdiskussion nur selten bedachtes Problem hinweisen. Direkte Plagiate sind verwerflich, wer direkt oder leicht paraphrasierend zitiert, ohne seine Quellen zu benennen und „sich redlich als Plagiarier (zu) bekennen“, muss sich zurecht Kritik und Sanktionen gefallen lassen. Er fliegt heute auf – und das ist auch gut so. Wie aber steht es mit den

Anregungen, die man im Gespräch mit akademischen Lehrern, Doktoranden, Kollegen und Freunden oder in der Kaffeepause eines Kongresses aufschnappt – eine Formel, eine Wendung, eine Provokation, die zum Weiterdenken inspiriert. In der schönen Literatur (Goethe, Fontane, Proust, Joyce, Uwe Johnson...) wimmelt es von solchen Szenen mit ergiebigen Gesprächen, die sich nicht in gewohnter Fußnotenweise zitieren lassen (was mir die Möglichkeit gibt, mich öffentlich für all die stimulierenden Anregungen in Vorlesungen, Seminaren und Gesprächen zu bedanken, die ich durch meinen germanistischen Lehrer und Freund Herbert Anton erfuhr). Man kann auch den Habitus, die Denkweise und den Stil eines Menschen plagiieren. Und dieses Plagieren ist nicht justiziabel, es ist vielmehr eine Form der Anerkennung; ja, es ist eine Bedingung der Möglichkeit, selbst produktiv zu sein. Das wusste Goethe, als er am 17. Februar 1832 im Gespräch mit dem Weimarer Prinzenerzieher Frédéric Soret ausführte: „Zu meinen Werken haben Tausende von Einzelwesen das ihrige beigetragen, (...) mein Lebenswerk ist das eines Kollektivwesens, und dies Werk trägt den Namen Goethe.“

Weiterführende Literatur

Roland de Chaudenay: *Les Plagiaires – Le nouveau dictionnaire*. Paris 2001
 Philipp Theison: *Plagiat – Eine unoriginelle Literaturgeschichte*. Stuttgart 2009
 Dirk von Gehlen: *Mashup – Lob der Kopie*. Frankfurt 2011



abtipper.de

Die Nr. 1 in Deutschland für die Verschriftlichung von Video- und Audiodateien



- ▶ Schnell und zuverlässig mit Zufriedenheitsgarantie und DSGVO-konform
- ▶ Top-Referenzen:

ROBERT KOCH INSTITUT



TECHNISCHE UNIVERSITÄT DARMSTADT



HARVARD UNIVERSITY

arte

- ▶ Hochwertige wissenschaftliche Transkriptionen
ab 1,18 € pro Audiomminute
- ▶ Professionelle Übersetzungen und Untertitel - in Deutsch und allen Weltsprachen

Wir beraten Sie gerne:

-  www.abtipper.de
-  kontakt@abtipper.de
-  0511-51515817